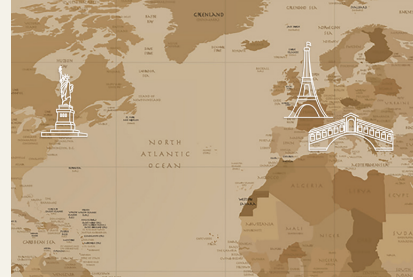


Briefe

BRIEFE 1991 BIS 2016



a. New York – Olde Hanno 1991

Der Chef-Einkäufer von ‚Tower‘ sage, Ivo sei und bliebe der Größte, seine Klavier-Experten sagten das auch. Ich lächelte geschmeichelt, als hätt ich selber die Preludes gespielt und dachte an Kissin, der mich zum Abschied gefragt hatte, ob ich nun sein Produzent sei. Dann wollten die Drei noch wissen, ob Schmökel der Chef von Grammophon sei. Ich erklärte, dass Aman Pedersen schon den neuen Produzenten engagiert habe und der im Januar anfi nge, sie wussten aber nicht, wer oder was Aman Pedersen sei, und so verabschiedeten wir uns mit Küssen und ließen die Sache auf sich beruhen.

Karen lief schnellen Schritts davon, um ihre Thanksgiving-Einkäufe zu machen, für mich begann der neugierig erwartete Mittwochabend. Was würde er bringen? Wildeste Lust, wüstesten Tod oder beides?

Ich wählte Rays Nummer und er nahm auch ab, obwohl er nicht zu Hause war. Er hat ein Funktelefon, und das funktioniert wohl so. Ich solle nur kommen, ermunterte er mich, sein Freund koche ausgezeichnet. Ich versuchte mir einzureden, dass sein Freund eine ganz gemeine Sau sei, die Scharfes liebt und in die Suppe pisst, um durch solche Vorstellungen meine leichte Enttäuschung zu übertünchen. Wohin soll ich denn kommen? –238. Straße, sagte er. Was, fragte ich, das gibt es? Ja, sagte er: Bronx. U-Bahn-Linie ich weiß nicht was.

Von der Bronx wußte ich eigentlich nur, dass man sofort umgebracht wird, wenn man den Namen denkt. Den trümmerübersäten, rauchenden Boden der Bronx zu betreten, ohne augenblicklich einem Raubmord zum Opfer zu fallen, war mir unvorstellbar, und es gab für mich auch nur einen Grund, diese Stätte des Grauens aufzusuchen, nämlich den, im schmutzigen Dunkel einer Crack-Küche seinem Leben in rauschhafter Gewalt den goldenen Schuss zu geben, die Sinne fegen in die Unendlichkeit, der Leib bleibt wesenlos in krampfartiger Erstarrung zurück. Naja, nun gab es noch einen zweiten Grund, in die Bronx zu

wollen: Ray. Während ich mich zu einem kleinen Nickerchen hinlegte, graulte ich mich schrecklich. Ob ich schon vor dem Abendbrot ausgepeitscht werden würde? In Ketten gelegt und gemartert, in der fälschlichen Annahme, mir was Liebes zu tun. Was würden sie mir alles in den Mastdarm schieben, vorausgesetzt, ich würde den Weg vom Taxi zur Haustür schaffen, ohne niedergestreckt zu werden.

Ich nahm mir meine Zimmerlichkeit übel, an einem solchen Tod keinen Gefallen zu finden, aber ich fand Schlaftabletten einfach angenehmer als Idee.

Während ich mich, ziemlich bedächtig, zurechtmachte, klingelte das Telefon. Es war Ray. Inzwischen war er in seiner Wohnung in der 82. Straße. Ich solle doch lieber dahin kommen, es sei bequemer. Wir könnten auch einige Videos sehen, deutete er vielversprechend an. Ich war wirklich erleichtert, setzte mir die Kontaktlinsen in die Augen, dazu das Sieger-Feixen ins Gesicht, und ging.

Auf mein Klingeln an der Tür des wenig attraktiven Hauses kam er mir schon entgegen, und er sah folgendermaßen aus: breitkrepziger Hut, an einer Seite angeklemt wie Robin Hood; ein weiter schwarzer Mantel mit Nieten; Chaps, an denen Ketten hingen, an denen ihrerseits eine Unmenge von Schlüsseln baumelten; einen Gurt mit mehreren Taschen aus Leder; Metallecken am Hemdkragen; vor allem aber hohe Stiefel mit gewaltigen Sporen, die hinten in so eine Art Rädchen ausliefen, wie wir es in Berlin noch in der Küche hatten, ich glaube, um Nudelteig zu stechen. In den Ohren trug er ganz kleine Ringe und Ohropax.

„Ich kann den Lärm in New York nicht aushalten“, erklärte er, „ich nehme sie nur raus, wenn ich Klavier spiele. Wo ist die Taxe?“

„Die hab ich wegfahren lassen“, gestand ich. „Dann müssen wir uns eine neue suchen“, sagte er. Das gelang erstaunlicherweise auch ziemlich schnell, ganz gegen meine Erwartung, denn was sollte Taxenfahrer in diese Gegend verschlagen?

Wir fuhren nun eine halbe Stunde lang über irgendwelche Autobahnen, wofür ich dankbar war, da ich seitwärts des Highways den geographischen und menschlichen Abgrund vermutete. Ray nahm meine Hände und redete munter. Seine Hände waren kalt: Verräterische, wenn auch gut überspielte Aufregung angesichts der geplanten Exzesse? Wir bogen ab und erreichten nach wenigen Minuten die Sperlingsgasse, so vom Aussehen her. Mir fiel der Witz ein, den Harry erzählt hatte: Der schwule Massenmörder, der neulich in St. Louis oder wo verurteilt wurde, hat seine Mutter zu Besuch.

„Weißt Du“, sagt sie tadelnd, „ich mag deine Freunde nicht.“ – „Macht nichts“, antwortet er, „iss doch bloß den Salat.“ Er klingelte. Welche Bestie würde uns öffnen?

Eine gut getarnte, jedenfalls: ein dicklicher älterer Mann mit schmutzigem Hemd und einer Halbglatze bat uns in seine vollgestopfte Behausung. Der von mir mitgebrachte Pinot Grigio verschwand in der Küche

und es wurde eine süßliche Flüssigkeit namens ‚Rhinerling‘ aufgetragen. Der niedrige Wohnzimmertisch war schon mit roten Papierservietten und Gabeln bestückt, der Raum selbst fiel durch Elvis-Presley-Statuen unterschiedliche Größe auf. Etwas verloren nahm sich darin die an die Wand geheftete Vorderseite einer Shirley-Bassey-Schallplattentasche aus. „Ich habe alle ihre Aufnahmen“, sagte das Dickerchen, „auch die eine in Spanisch.“

Ray stieg aus Chaps und Sporen und hockte sich, grinsend nach Cowboyart, an den Tisch. Während er das erste Video einlegte, wurde ein randvoll mit Nudeln gefüllter Suppenteller vor mich hingestellt, darauf waren zwei Handvoll Blumenkohlstücke und eine halbe gekochte Gurke gehäuft. Ich bat inständig um eine kleinere Portion und Ray sagte: Macht nichts, ich ess alles auf.

Während er auch gleich zu kauen begann, noch bevor unser Gastgeber selbst sich hingehockt hatte, ging bereits die Video-Darbietung los. Es handelte sich dabei um Beethovens Es-Dur-Sonate op. 7, die ich wegen ihrer uninspirierten Länge schon immer gehasst habe, von einer unerbittlichen Kamera aus dem Blickwinkel hinten rechts im Vereinsraum der örtlichen Schwulengruppe aufgenommen. Ray spielte. „Der Ton ist natürlich nicht ideal“, gab er, Blumenkohl mampfend, zu. Er hatte den Teller rasch leer gegessen und holte sich aus der Küche eine neue Portion. Diese günstige Gelegenheit nutzte unser Gastgeber, um mir die Frage zuzuraunen: Ist Shirley Bassey in Deutschland genauso bekannt wie Caterina Valente?

Ich hatte Knoblauch im Mund und konnte deshalb nicht rasch genug antworten. Zum dritten Satz gab es sechs Hühnerhälften und riesige Back-Kartoffeln. Ray aß vier davon, während wir uns auf andächtiges Lauschen beschränkten. Mein Blick wanderte vom Geschehen auf dem Bildschirm in die Runde, so dass ich auch solche Feinheiten wie das echte Usambara-Veilchen inmitten der Kunstblumen wahrzunehmen bekam. Dann kam Bach: Preludien, Fugen und Ray, diesmal von halblinks.

Ray schmatzte am Oberschenkelknochen seiner vierten Keule, ich blätterte schon mal verstohlen in einer Pferde-Illustrierten und mein Nachbar tuschelte mir zu: „Von Edith Piaf hab ich auch eine Single.“ Nun war Chopin dran. Zum ersten Mal in meinem Leben frage ich mich, wie meine Filme wohl auf ein unbeteiligtes Publikum wirken mögen. Ray machte sich derweil über die fünfte Hühnerhälfte her. Als die Schwarzwälder Uhr Mitternacht kuckuckte, sollten eigentlich die Eigenkompositionen „im Stil des frühen Beethoven“ an die Reihe kommen, aber ich sagte, das Erlebte habe mich so überwältigt, dass ich nicht weiter aufnahmefähig sei. Ein Mehr könne nur noch Quantität bedeuten, Qualität würde ich von jetzt an nicht mehr raushören, zumal ich dringend gehen müsste. Also telefonierte Ray nach einer Taxe, rief rasch noch einen Freund in Staten Island an (auf der anderen Seite von New York, da wo die Freiheitsstatue steht) und kündigte sich zur Übernachtung an. Während wir, im Flur stehend, auf den Wagen warteten, vertilgte er die allerletzte Hühnerhälfte, und ich kämpfte mit Brechreiz.

Auf der Rückfahrt sah ich mir sein Gesicht von der Seite an und fand die wahrnehmbaren Teile immer noch so hübsch wie am ersten Abend: Loderblick, Vollbart, dünn – eigentlich mein Typ. Sollte ich ihn doch mitnehmen aufs Hotelzimmer? In der andern Umgebung mochten andere Umstände entstehen.

„Der Chopin war schon was, nicht!“, sagte er und nickte vor sich hin.

„Really great“ pflichtete ich bei und dachte an Pollini.

„Ich weiß noch genau, wie ich die Scherzi zum ersten Mal gehört habe“, fuhr er fort. „Ach,“, machte ich.

„Es war vier Wochen vorm Tod meiner Eltern. Ich war vierzehn damals.“

„Schrecklich, wie sind sie denn gestorben“, fragte ich verwirrt. – „Oh, sie wur-

den ermordet.“ Er nickte weiter. „Es war Rache.“ Er nickte immer noch.

Ein etwas unausgegorenes Gebräu aus Grauen und Neugier quoll in mir auf.

„Ich muss bald mal nach Europa, Freunde besuchen“, sage er. Ich hütete mich zu nicken.

Vor dem Parker Meridian stiegen wir aus. Ich zögerte einen Augenblick, aber da war er auch schon in der Drehtür.

b. Venedig 1993

a)

Ich war zu hastig gelaufen, wie immer. Ich bekam einen gehörigen Schweißausbruch. Dies wäre mir womöglich vor den Mitwartenden genierlich gewesen, aber dazu waren die zu seltsam. Es handelte sich bei ihnen um drei Frauen und eine vierte. Bei den Dreien war es für einen Laien schwer zu unterscheiden, ob sie bloß debil waren oder doch schon imbezill. Sie hatten alle drei keinen Ausdruck in den Augen und nichts im Mund, das auf die Notwendigkeit eines Zahnarztbesuches hätte schließen lassen: Eher waren sie Glatzköpfe beim Friseur, genau umgekehrt wie ich also, der etwas im Mund hatte, dem man nicht ohne weiteres anmerkte, wie haltlos es war. Die Vierte war offenbar bei Sinnen, wohl die Aufseherin, und die kuckte mich die ganze Zeit über so bedrohlich-beschwörend an, als wolle sie mich daran hindern, entweder auszubringen oder den Bekloppten in die zahnlosen Fressen zu hauen.

Ich schwitzte derweil mein Hemd zu Kochwäsche und schlug die von mir ahnungsvoll mitgebrachte ‚Entgeisterung‘ auf. Da stand: Das eskapistische Individuum ist als ein denkendes Subjekt zwar frei, diese Freiheit ist allerdings gleichgültig gegen das wirkliche Dasein. Das ist aber nicht möglich. Der Rückzug auf eine innere Selbstidentität kann für ein verkörpertes Subjekt keine Freiheit mit sich bringen, denn diese muss in einer Lebensweise äußerlich zum Ausdruck kommen. Der Eskapismus widerspricht sich somit selber. Er stellt im privaten innerlichen Schein eine Freiheit dar, die in Wirklichkeit deren Negation, die Verdopplung der allgemeinen Unfreiheit und auch die Verdopplung des Scheins der allgemeinen Freiheit ist.

Waren diese vier, oder wenigstens drei dieser Frauen frei? Weil sie nichts zu begreifen brauchten oder, auf irgendeiner mir verschlossenen Ebene, alles besser verstanden als ich? Jeder Mensch, der sich Gedanken macht, ist, solange er das tut, Irrtümern ausgeliefert, selbst diese Wärterin, die vielleicht nur Angst hat, dass ich ihre Schützlinge anstarren würde und diese harmlosen Gemüter das bei all ihrer Geistlosigkeit merken könnten. Oder dass ich mich frage: wie kommen solche absurden Wesen ohne Hals und Kinn in eine Praxis, in der bereits die Empfangsdame aussieht, als hätte sie selber zwei Empfangsdamen.

Fragen, Irrtümer, neue Fragen. Ich habe ja schon als Fünfjähriger während der

Fronleichnams-Prozession meine Kerze in die Höhe gehalten und den Unterschied zwischen Monstranz und Monstrum nicht begriffen.

In der vorletzten Klasse bewunderte ich einen Abiturienten, er hatte so was Laszives, doch ich interpretierte seinen Gesichtsausdruck auch als schwermütig (aber nur, weil ich, was ich erst später merkte, in Gesichtern die Zukunft lesen kann). Ich nannte ihn ‚die wehe Lust‘, nur für mich natürlich, wem sonst hätte ich wohl mit diesem Ausdruck kommen können, nicht mal Annemarie Kruse (zehn Jahre früher), nicht mal meinem Deutschlehrer, der im Sturm & Drang verhaftet geblieben war und nun aufseherlos im Gefängnis von Schillers Räubern und Goethes hitzigem Gedicht ‚Willkommen und Abschied‘ einsaß, wobei er natürlich der Ur-Fassung, in der sich auf ‚Nacht‘ ‚auf, wie ein Held zur Schlacht!‘ reimt gegenüber der späteren Weimarer Fleiß-Fassung ‚es war getan fast eh‘ gedacht‘ den Vorzug gab. Die Qualen Philips vor dem Großinquisitor und die Eigentümlichkeiten von Fausts zweitem Teil haben ihn nie richtig erreicht. So wurde er auch nicht wie Faust zum Schluss von der ‚Sorge‘ blind gemacht, sondern ritt unaufhörlich von Straßburg nach Sesenheim: Anfang = Ende. Willkommen = Abschied: Die Geschichte des verschwindenden Wissens.

Dieser Abiturient, Bernd Baumeister, wandte morgens im Waschraum des Schullandheimes ein Fremdwort auf uns Jüngere an (und ich war ja nun der Allerjüngste der Klasse), das ich bisher selten gehört hatte. Es mag ‚inkompetent‘ gewesen sein; das Wort brannte noch lange Zeit in mir, aber, merkwürdig, inzwischen habe ich es vergessen, in jedem Fall bekundete es, dass mit uns, also mit mir, ein Gespräch zu führen, vollkommene Zeitverschwendung sei, so, als wolle ich mit den drei weiblichen Kretins, die jetzt vor mir saßen, über die Phänomenologie der Entgeisterung schwatzen. Damals ging ich aus Schamhaftigkeit beim wöchentlichen Duschen nur mit Badehose unter die Gemeinschaftsbrausen des Schullandheims. Erst später wurde mir klar, dass ich mich dadurch um einen Achtungserfolg gebracht hatte, der mir auf dem Fußballfeld für immer versagt bleiben sollte. Ich war eben wahrhaft inkompetent.

Tja, Bernd Baumeister fiel im Übermut, wahrscheinlich auch im Rausch, vom Baum: auf den hübschen Kopf. Er hatte in den hohen Ästen gehangelt. Seither lebt(e?) er dahindämmernd in einem Heim für geistig Verhinderte. Gott machte so etwas damals mit Menschen, die mich tief gekränkt hatten. Bald darauf habe ich ihm das aber unter Androhung, nicht mehr an ihn zu glauben, verboten.

Die wilde Wehe.

b)

Also, wenn man gleich nach seinem Tod wieder als Säugling auf die Welt muss, dann wäre das ein klares Argument für mich, vom Selbstmord abzusehen: kaum tot und schon wieder da und fraglich, ob es noch einen Kindergartenplatz und eine Altersversorgung geben wird. Zumal ja die Lebensarbeitszeit heraufgesetzt werden soll, was das Stöhnen über fehlende Ausbildungsplätze

irgendwie pikant macht.

Na ja, wozu soll ich mich mit Problemen abquälen, für die ich ja Politiker gewählt habe, die jetzt in der Opposition sitzen oder mit ungeöffnetem Fallschirm vom Himmel gefallen sind. Warum soll ausgerechnet ich als einziger gegen meine wirtschaftlichen Interessen eine Einsicht durchzusetzen versuchen, für die offenbar in keiner Gruppierung eine stabile Mehrheit zu finden ist? Vollbeschäftigung? Wird es nie mehr geben – Punkt.

In meiner Kindheit wurde viel über ‚menschenunwürdige Arbeit‘ geredet. Sicher zu recht. Nun sind die ganzen öden Jobs der schlesischen Weber und englischen Kohlearbeiter von der Technik überflüssig gemacht worden, das heißt dann: Arbeitsplatzvernichtung. Ich war noch in den Werken bei VW und bei Siemens, ich finde es gut, dass die Menschen nicht mehr tun müssen, was ich da in all dem Lärm besichtigt habe. Natürlich hätte ich lieber den Fahrkartenverkäufer zurück, als dauernd diese Automaten mit ihren eigentümlichen Zonen nicht zu begreifen, die dann auch noch pikiert sind, wenn ich ihnen Geld gebe, dass ihnen – wer weiß, weshalb – nicht in den Kram passt. Europa kann dank all der (auch bedenklichen) Fortschritte in der Landwirtschaft und der durch Produktion und Dienstleistung geschaffenen (materiellen!) Werte seine Völker ernähren, ohne dass es für jeden Arbeit braucht und hat.

Daran wird sich nie etwas ändern. Es sei denn ... ach, ich habe eigene Sorgen: vorwiegend körperliche. Aber ich habe auch andere als körperliche Sorgen, ich weiß nicht, ob man sie ‚geistige‘ nennen soll: Wieso schreibe ich nicht endlich dieses Buch, das kein Mensch will und das mich in 4321 Jahren durch die Examensarbeit eines auf Hieroglyphen des frühen 2. Jahrtausends (Zeitrechnung nach einer vergessenen Religion) per Kosmointernet berühmt machen wird? Warum eröffne ich keine vegetarische Schweinegastrothek am Prenzlauer Berg? Warum laufe ich nicht aus Protest gegen die Diskriminierung heterosexueller Priester im Vatikan nackt über den Ohlsdorfer Friedhof oder versuche aus den Anfangsbuchstaben der Schriften ausgewählter Mystiker des 16. Jahrhunderts nach unserem Herrn ein delphisches Orakel zu entschlüsseln?

Oder höre einfach so lange Bach, bis ich mich wie Schuberts Müllersbursche in ihm ersäufe? Ganz klar: Weil ich zu ernsthaft bin und die Geschichte des verschwindenden Wissens lese – Phänomenologie der Entgeisterung. Deshalb höre ich jetzt auch vorübergehend auf zu schreiben und denke einfach mal nach. Vor allem über die Symbolfigur unserer Zeit: genuss-süchtig, erfahrung-süchtig, moral-süchtig zugleich. Entweder ich bin sie selber, oder ich muss sie endlich erfinden; aufschreiben muss ich sie jedenfalls, und zwar bald, solange ich noch TV-tauglich bin. Wo, ist ganz egal – Meran, Hamburg, Berlin, Fidschi-Inseln, typisch ist es überall, selbst in Venedig:

An einem der 36-Grad-lauen Sommerabende winkte ich, nachdem Guntrams und Palis tragisches Hinscheiden wie üblich ergiebig das Abendessen gewürzt hatten (Roland spielt bei solchen Gesprächen trotz seines Mabapa-Aufenthaltes zu meinem vierzigsten Geburtstag keine die Stimmung beeinflussende Rolle) den Oberkellner herbei und erkundigte mich, warum ein halbes Rind auf

meinem Teller lag, obwohl ich, wie schon bei der Vorspeise, um eine halbe Portion gebeten hatte: von den etwa dreihundertsiebenundvierzig Nudeln ließ ich, ohne aufzumucken, dreihundertzweölf zurückgehen, aber bei der Kuh reagierte ich doch gereizt. Ich verwickelte den Kellner in ein Gespräch, das, wenn ich mir so zuhörte, weniger mit der Vergeudung von Ressourcen als mit meinem anerzogen schlechten Gewissen zu tun hatte, Teller unartig voll abräumen zu lassen. Ich sehe dann natürlich auch immer die Müllhalden um die Ecke und die hungrigen Kinder weiter weg vor mir. Der Kellner bat mich, wie ich fand, ziemlich eindringlich, in die Küche zu kommen und mit dem Koch zu sprechen, denn er, der Kellner, sei ganz meiner Meinung. Dann allerdings schickte er eine Ermunterung hinterher, die mich aus der Fassung brachte: "Il é tedesco."

Also erstens: mein gerade am Hunger in der Welt philosophisch erprobtes Italienisch war offenbar nicht gut genug, um mich Respektspersonen gegenüber verständlich zu machen. Ich musste auch noch mit meiner Vatersprache geködert werden! Und zweitens: diese ganzen Linguantini alla probicini in zeguaglia da cipre wurden von einem deutschen Eisbeinkoch zusammengesotten! Der würde vielleicht unsicher sein, ob es diese soeben von mir erfundenen Phantasie-Wörter womöglich wirklich gibt. Und da sollte ich als Mutter Teresa oder Margaret Thatcher in die Küche reinstürmen und fordern: „I want less for my money!“

Irina sagte erwartungsgemäß: „Lass es doch einfach liegen.“ Sie regt sich gern auf, und sie vermeidet gern Streit. Deshalb hatte sie mein Gespräch mit dem Kellner von Anfang an nicht gebilligt. Sie findet es unangebracht, wenn ich den Betrieb störe, und ich wiederum hasse es, den Betrieb nicht zu stören.

Der Kellner, der wirklich sehr gern wollte, dass ich mit dem Koch spreche, zumal er mir versicherte, er selbst äße nie mehr als nur einen Gang, und Irina, die schon gegen Mittag einen Ausbruch gehabt hatte weil ich zwanzig Meter weiter als sie ins Wasser hineingegangen war – das konnte nicht gut gehen. Ich hatte ihr demütig und wahrheitsgemäß versichert, dass ich im Meer immer noch Boden unter den Füßen gehabt hatte, und ich sagte nicht: du hast ja nur Angst um dein weiteres Schicksal, falls ich ertrinke, aber ich erwähnte doch, dass ich im Alter von siebenundfünfzig Jahren fände, ein überschaubares Stück aufs Meer hinausschwimmen können dürfen müsste, ohne statt Quallen brennende Vorwürfe ins Gesicht geklatscht zu kriegen. Sie drehte sich brüsk weg und verließ das warme, blaue Mittelmeer. Aber dann wusste sie nicht, wohin. Und ich, blind ohne Brille, musste sie mühsam an unseren Sonnenschirm tasten. Da tat sie mir dann wieder so leid.

Rausschwimmen, ganz weit raus, den Horizont vor Augen und im Rücken eine immer vager werdende Küste: das ist Freiheit! oder wie Menasse es ausdrückt: Das eskapistische Individuum ist als ein denkendes Subjekt zwar frei, diese Freiheit ist allerdings gleichgültig gegen das wirkliche Dasein. Das ist aber nicht möglich.

Manchmal, so beim Essen zu zweit, überkommt mich dieser übliche Ewigkeitsanspruch, und ich denke: „Mein Gott, was erzähl ich denn dieser Person zwi-

schen Suppe und Salat meine Aufgewühltheiten, wenn die mir sowieso irgendwann wegstirbt?“ Aber dann beruhige ich mich wieder. Schließlich habe ich es ja selber auch ganz gern, dass vor meinem Tod schon mal jemand mit mir geredet hat. Also spreche ich weiter, mit zweifelhaftem Erfolg. Sie stimmt nie zu. Entweder widerspricht sie, oder sie schweigt.

„Es wäre gut, wenn sie bald stirbt“, denke ich, „damit ich endlich doch noch etwas aus meinem schütterten Rest-Leben machen kann.“ Aber dann werde ich misstrauisch, und ich schließe nicht aus, dass mir nach ihrem Tod die Erinnerung an diese Frau und an die Aufgabe, die sie für mich darstellte, jeden einzelnen Tag meines Rest-Lebens vergällen werden.

So lege ich mich, gerührt über mich, gegen halb elf ins Bett, denke daran, dass ich ‚zwanzig Jahre früher‘ – Irinas tägliche Wendung – nie vor zwei Uhr nachts von Venedig zurückgekommen war, manchmal auch

erst am nächsten Morgen. Und jetzt? Bald wird alles, alles vorbei sein, und ich lese, mir zur Stütze, in der Entgeisterung:

Da der Tod das Leben der Substanz erhält, darf aber der Tod der aus der Substanz Ausgegrenzten nirgendwoandershin eingehen als in das bloße Verschwinden. Dieses Verschwinden muss endgültig, der Tod so konsequent sein, dass nichts mehr bleibt, das ihn transzendieren, das weiterleben könnte als allgemeine Bedrohung, die die konkreten Tode überlebt. Der Tod Bestimmter darf kein bestimmtes Nichts sein, sondern nur ein leeres allgemeines Nichts. Dieses nimmt dem einzelnen Toten die Identität, sie verschwindet als unvorstellbar gewordenes Konkretum in der jeder Vorstellbarkeit entzogenen Quantität und Organisation der Massenvernichtung. Junge, Junge. Sei ehrlich, verstehst Du das?